Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 7

Artikel: Annäherung an Friedrich Glauser
Autor: Leber, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162983

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HUGO LEBER

Annäherung an Friedrich Glauser

Friedrich Glausers erster Roman, «Gourrama», erschien zuerst in einer Zeitung, rund acht Jahre nach seiner Entstehungszeit. «ABC» hiess diese Zeitung und einer ihrer Redaktoren, Josef Halperin, hatte sich für den Abdruck des Romans eingesetzt, mit Glauser zusammen auch die Striche besprochen und in der Nummer mit der ersten Folge über Glauser geschrieben. Für diesen Artikel überliess Friedrich Glauser dem Redaktor den folgenden Lebenslauf:

«1896 geboren in Wien von österreichischer Mutter und Schweizer Vater. Grossvater väterlicherseits Goldgräber in Kalifornien (sans blague), mütterlicherseits Hofrat (schöne Mischung, wie?). Volksschule, drei Klassen Gymnasium in Wien. Dann drei Jahre Landerziehungsheim Glarisegg. Dann drei Jahre Collège de Genève. Dort kurz vor der Matur hinausgeschmissen, weil ich einen literarischen Artikel über einen Gedichtband eines Lehrers am dortigen Collège verfasst hatte. Kantonale Matura in Zürich. Ein Semester Chemie. Dann Dadaismus. Vater wollte mich internieren lassen und unter Vormundschaft stellen. Flucht nach Genf. Rest können Sie in ‹Morphium› nachlesen. Ein Jahr (1919) in Münsingen interniert. Flucht von dort. Ein Jahr Ascona. Verhaftung wegen Mo. Rücktransport. Drei Monate Burghölzli (Gegenexpertise, weil Genf mich für schizophren erklärt hatte). 1921–1923 Fremdenlegion. Dann Paris Plongeur. Belgien Kohlengruben. Später in Charleroi Krankenwärter. Wieder Mo. Internierung in Belgien. Rücktransport in die Schweiz. Ein Jahr administrativ Witzwil. Nachher ein Jahr Handlanger in einer Baumschule. Analyse (ein Jahr), während der ich in Münsingen weiter als Handlanger in einer Baumschule gearbeitet habe. Als Gärtner nach Basel, dann nach Winterthur. In dieser Zeit den Legionsroman geschrieben (1928/29). 1930/31 Jahreskurs Gartenbauschule Oeschberg. Juli 31 Nachanalyse. Jänner 32 bis Juli 32 Paris als ‹freier Schriftsteller› (wie man so schön sagt). Zum Besuch meines Vaters nach Mannheim. Dort wegen falscher Rezepte arretiert, Rücktransport in die Schweiz. Von 32 bis Mai 36 interniert. Et puis voilà. Ce n'est pas très beau ...»

Dieser Lebenslauf wäre zu ergänzen, nicht nur für die letzten Lebensjahre des Autors, auch die Zwischenräume in seinem kurzen Lebensbericht sind wichtig. (Mo. übrigens steht für Morphium.) Aber erkennbar bleibt in diesem biographischen Abriss: der Versuch, sich zu distanzieren, die Erfahrungen bewusster zu erkennen. Glauser verbirgt diese Biographie nicht, aber im Alter, da er sie niederschrieb, nur wenige Jahre vor seinem Tod, ist es ein Rückblick mit ironischer Gebärde.

Um im Tone Glausers fortzufahren: Mai 1936 in Zürich. Vorlesung aus «Wachtmeister Studer» bei R. J. Humm. Aufenthalt in Angles bei Chartres. Februar 1937 Wechsel des Domizils nach «La Bernerie» in der Bretagne. Im April 1937 ist er in Basel, liest vor aus seinem Roman «Gourrama». Entziehung in Prangins (Juli 1937). Am 1. November dieses Jahres stirbt sein Vater. Reisen nach Marseille und Collioure (Dezember 1937 und Januar 1938). Dann wieder in Basel, Aufenthalt in der Psychiatrischen Klinik Friedmatt (Februar bis März 1938). Entwöhnungskur mit Insulin. (Josef Halperin: «Dieses [Insulin] macht den Körper steif, und so – in Brückenstellung – glitt er eines Tages im Baderaum aus und schlug mit dem Hinterkopf auf die Steinfliesen. Er erlitt eine schwere Gehirnerschütterung.») Im Mai Fahrt nach Nervi bei Genua zur Erholung. Nach vielen Schwierigkeiten sind die Papiere beisammen, damit die Ehe mit seiner Lebensgefährtin geschlossen werden kann. Die Heirat ist auf den 7. Dezember angesetzt. Am 6. Dezember, nach dem Nachtessen, erleidet Glauser einen Hirnschlag. Er stirbt am 8. Dezember in Nervi. Am 21. Dezember 1938 findet auf dem Friedhof Manegg in Zürich die Bestattung seiner Asche statt.

Dieses abenteuerliche Aussenseiter-Leben vermag einen zur Über-Interpretation des erarbeiteten literarischen Werks zu verleiten. Friedrich Glausers Lebensgeschichte ist ungewöhnlich. Und dem Ungewöhnlichen billigt man allzuschnell einen Eigenwert zu, der das nachgelassene Werk überhöht. Aber es ist, bei diesem Schriftsteller vor allem, unmöglich, eine Trennung zwischen Werk und Leben vorzunehmen. Die Erfindung ist weitgehend ein Teil seines Lebens. Die Intensität der Erfahrung vermochte er, und das ist ein Glücksfall, in Sprache umzusetzen, in Erzählungen, Romane. Aber was immer Glauser geschrieben hat: es gehört in den Beziehungsbereich seiner Biographie. Es kann nicht angehen, eine solche Biographie für sich als «schöpferisch» zu bezeichnen; dazu sind in ihr zuviel Not, Zweifel, Leid und Endphasen enthalten. In dieser Glauser-Wirklichkeit jedoch entfaltete sich das Schreiben zu einer Form der Freiheit. Dass er diese Freiheit vermitteln wollte, ist aus dem Werk herauslesbar. Und so sehr sein Begriff der Freiheit mit ihm ganz persönlich zu tun hatte, so ist er in seiner Entfaltung eine öffentliche, gesellschaftliche Wirklichkeit.

Glausers Leben, unverkennbar, erhielt seine bestimmenden Zeichen in den frühen Kinderjahren. Deshalb ist in diesem Band die unvollendete Selbstbiographie «Mensch im Zwielicht» an den Anfang gestellt. Man vermag ihr viele psychologische Hinweise auf das spätere Leben und Schaffen von Friedrich Glauser zu entnehmen. Die Strenge des Vaters, der frühe Tod der Mutter (1900) sind auf die Entwicklung des Sohnes nicht ohne Folgen geblieben. Der Antagonismus zum Vater ist überdeutlich – und der fortwährende Versuch, über Jahre, dennoch seine Liebe und Anerkennung

zu gewinnen. Man hat auch das Verhalten des angesehenen, strengen Vaters zu betrachten, der den Sohn als geistig krank einstufen lassen wollte (Genf, 1918), aus Hilflosigkeit wohl dem Sohn gegenüber, der, knapp über zwanzig Jahre alt, zum extremen Aussenseiter geworden war. Die psychoanalytische Deutung sei hier aber nicht in den Vordergrund gerückt, so sehr Psychoanalyse mit ins Leben Glausers einbezogen wurde und ihn auch zu einem bestimmten Verhalten dazu veranlasst hat.

Anzunehmen und zu betrachten hat man die «Vaterfigur» im Werke Glausers. Sie ist in den verschiedensten Projektionen gegenwärtig. Er selber war sich wohl dieses Phänomens bewusst, vor allem in den späteren Jahren, als eine Distanzierung aus Erkennen einsetzte und durch die Analyse gefördert wurde.

An Halperin schrieb Glauser: «Wenn Sie wirklich über mein Leben schreiben wollen, dann bitte attackieren Sie die Psychiater ein wenig. Und sagen Sie es einmal laut und deutlich, dass Eingriffe, Schicksalspielen, wie es diese Herren tun, gefährliches Spiel ist. Vier Jahre haben sie mich nicht losgelassen und ich bin von einer Mürbe, die bei einer Linzertorte vielleicht als Qualität aufgefasst werden könnte, aber bei einem Menschen wirklich nur eine sehr grosse Schweinerei ist.»

Dieses Urteil ist für Glauser extrem. Er hat die Wirkungen der Psychoanalyse an sich selber registriert und diese Wirkungen nicht nur negativ beurteilt. Das ist eigenen Äusserungen zu entnehmen, stärker jedoch, bei aller kritischen Haltung, in seinem Roman «Matto regiert».

Josef Halperin schreibt in seinem grossen Nachruf auf Glauser (erschienen in der Zeitschrift «Heute und Morgen», März 1939): «Einen der wichtigsten Vorteile der psychoanalytischen Methode erblickte Glauser darin, dass man ‹das Sich-selbst-Belügen› verlerne. Vielleicht darf man auch sagen, dass er mittels der Analyse dazu gelangte, seine instinktive Abwehrstellung gegen die Gesellschaft in Erkenntnis zu verwandeln. In seinem Innenleben hatte die Gesellschaft die Rolle des ‹überenergisch reagierenden› Vaters übernommen, die Gesellschaft in Form von Behörden, Psychiatern, Anstalten.»

Und Friedrich Witz zitiert Glauser in seiner, «Mensch im Zwielicht» ergänzenden Biographie: «Man kann eine Analyse nicht erzählen, was sich da in den vielen Stunden ansammelt und klärt, lässt sich mit menschlichen Worten nicht ausdrücken.» In diesem Satz ist eine Betroffenheit spürbar, die man auf eine positive Erfahrung hin interpretieren möchte: dass Glauser die Hilfe annahm, dabei jedoch, im Widerstand gegen den Einbruch in seine Persönlichkeit, die Kritik bewahrte, aus Einsicht auch in die Erfahrungen, die er gemacht hatte.

Mit kaum zwanzig Jahren kam Friedrich Glauser in Zürich in Kontakt

mit den Dadaisten. In diesen Kreis von Emigranten in Zürich hatten sich damals kaum schweizerische Autoren eingefunden. Die Dada-Bewegung in Zürich, in der Zeit des Ersten Weltkrieges, erregte einiges Aufsehen, aber ihre Ausstrahlung auf Tendenzen in der schweizerischen Literatur ist kaum auszumachen. Glauser hat in seinen «Dada-Erinnerungen», veröffentlicht 1931 in der Zeitschrift «Schweizer-Spiegel», über diese Zeit berichtet. In Kontakt mit den Dadaisten ist er über einen Maler gekommen, Max Oppenheimer, den man Mopp nannte. In dessen Atelier lernte er Tristan Tzara kennen. Tzara, aus Rumänien stammend und einberufen in den Krieg, hatte er auch nach Bern begleitet zu einem ärztlichen Gericht. Denn, um dem Kriegsdienst zu entgehen, hatte sich Tzara ein Gutachten eines Zürcher Psychiaters ausstellen lassen auf «Dementia praecox» (Jugendirresein) – es war die Krankheit, die man später in Genf für Glauser ausgedacht hatte, um ihn der Zurechnungsfähigkeit zu entziehen.

Glauser hat, so kann man es aus seinen Erinnerungen interpretieren, instinktiv eher abwehrend auf die Gruppe reagiert. Er fühlte sich nur von einer Person angesprochen, Hugo Ball, und bei ihm und dessen Freundin Emmy Hennings fand er später auch Zuflucht im Tessin. Balls wichtigstes Buch, «Flucht aus der Zeit», liesse sich mit seinem Titel wenigstens als Charakterisierung von Glausers damaligem Zustand heranziehen. Glauser war in die Abhängigkeit von Rauschgift geraten.

In der «Galerie Dada» ist er aufgetreten. Dazu schreibt er: «Meine Spezialität war, Sprachensalat zuzubereiten. Meine Gedichte waren deutsch und französisch.» Diese Zeit hat auf Glausers spätere schriftstellerische Entwicklung kaum einen Einfluss gehabt – ausser, man halte einzelne Sprachrätsel in den Kriminalromanen als Nachwirkungen des Dadaismus. In «Krock und Co.» hat Studer zum Beispiel folgende Wortbilder zu entziffern: «.a.nhe.m» oder «..li..ipr.si.ent» oder «.ass..r.ecst.iner ..denkt, alle S.hulds ....ne, .ie .r hat unterschr..ben .ass. zu ..rnichten .nd .r sich z. d.ese. .we.k mit ..r Be.ö.de i. V. rbi..ung setzen ..ll.».

So lapidar einem solche Sprach-Bilderrätsel in einem Kriminalroman erscheinen mögen: für Glausers Schaffen sind sie, wenn auch funktionell für eine Geschichte eingesetzt, doch Belege für seine Sprachempfindlichkeit und sein Sprachbewusstsein als Teil der Wirklichkeit, die er vorstellen will.

Einen ersten grossen Erlebnisschub hat Friedrich Glauser in seinem ersten Roman «Gourrama» verarbeitet. Der Vater hatte mit Beziehungen zum Eintritt in die Fremdenlegion geholfen (1921). Zwei Jahre diente Glauser in der Legion, dann wurde er ausgemustert, wegen eines Herzleidens.

Den Eintritt in die Fremdenlegion kann man als Flucht begreifen. Aber die Erfahrung, die der Autor in dieser Gemeinschaft machte, hat ihn aus-

schliesslicher mit sich selbst konfrontiert als vielleicht spätere Erlebnisse. Die Niederschrift des Romans geschah allerdings Jahre später, zu einem Zeitpunkt, da Glauser bewusster den eigenen Erlebnisinhalt zu analysieren verstand.

«Gourrama» entstand in den Jahren 1928 und 1929. Er hatte damals Internierungen hinter sich, war als Hilfsgärtner beschäftigt worden. Man hat die Distanz zwischen Erleben und Nachvollzug im literarischen Werk sicher zu betrachten. Das Unmittelbare des Erlebens erhielt durch die spätere Niederschrift vor allem eine Korrektur in der Form. So autobiographisch der Roman ist: die formalen Elemente, die Glauser sich erarbeitet hat, enthoben nun den Roman von einem Nur-Bericht oder einer Dokumentation (auch wenn dies im Buch ebenfalls vorhanden ist). Der Realitätsgehalt bleibt ohne Zweifel. Die existentielle Erfahrung hatte ihn zu einem Teilbereich von sich selber geführt: die Flucht in einen Ort, wo es eine Flucht vor sich selber nicht mehr gab. In der eingeschränkten Gesellschaft der Legionskompanie musste er sein eigenes Verhalten zur Gesellschaft erkennen. Vielleicht war es für Glauser so etwas wie ein Weltmodell.

Was ihm aus der Distanz klarer wurde, war das Erfassen menschlicher Beziehungen. Und um diese darzustellen, bedurfte es einer sprachlichen Form. Es gibt in dem Buch atmosphärische Beschreibungen, sie sind, sicher, integriert in die Handlung: aber in diesem Roman zeigt sich Glausers Vermögen, die handelnden Figuren in einem eigenen Sprachbereich zu fassen. Sie erhalten eine Intensität des Lebens, die einen die Aussenseiterrolle vergessen lässt. So spielt es für einen heutigen Leser nicht mehr eine so erstrangige Rolle, ob er die historische Bedeutung der Fremdenlegion gekannt hat, ihren Mythos als Fluchtort, wo das Untertauchen in die Anonymität möglich war. Man kann dieses Buch heute auf die Grenzsituationen hin lesen, denen Menschen ausgesetzt sind, ihr Verhalten darin, ihre Reaktionen – und dann die Grenzen des Menschlichen auch mitvollziehen.

«Gourrama», das für Glauser sehr wichtig war, hatte nach der Niederschrift eine lange Leidensstrecke zu durchgehen: so, als ob der Autor sich damals mit seinem Buch den Verlagen nicht mitzuteilen vermochte, oder besser: man diesen Durchbruch eines Schriftstellers nicht verstand und sich zu sehr an Einzelheiten (Homosexualität, Selbstmordversuch) stiess, nur die Geschichte wahrnahm und nicht das Gleichnis.

Die Erlebensfähigkeit Glausers auch in der Zeit kurz nach der Fremdenlegion, als Casserolier in Paris, darnach als Arbeiter in den belgischen Gruben von Charleroi, ist deutlich in seiner Erzählung «Im Dunkel». Wie in «Gourrama» ist darin der künstlerische Umsetzungsprozess von Lebensmaterial in eine gleichnishafte, packende literarische Form geraten.

Es war sicher nicht nur der Misserfolg mit «Gourrama» bei Verlagen und Redaktionen, der Glauser zum Verfassen von Kriminalromanen brachte. Sein Verhalten zur Gesellschaft war so kritisch ausgeprägt, dass er mit seinem Arbeiten eine Wirkung suchte. In seinem ersten Kriminalroman, «Der Tee der drei alten Damen», schreibt Glauser: «Spotten Sie nicht über Kriminalromane –, sie sind heutzutage das einzige Mittel, vernünftige Ideen zu propagieren.»

Ausführlicher legte Glauser seine Meinung in einem Brief an den Verleger Friedrich Witz dar: «Sie rümpfen die Nase über meine Beschäftigung mit Kriminalromanen? Erlauben Sie, dass ich mich ein wenig verteidige ... Sie werden mich auslachen, wenn ich Ihnen erzähle, dass ich selbst meine blödesten Kriminalgeschichten manchmal sechs Monate mit mir herumschleppe, bis es mir scheint, sie klappten so ziemlich ... Die grosse Menge der Problemwater, wie ich diese Leute gerne nenne, die immer in Weltanschauung machen möchten, noch um einen vermehren, dazu fehlt mir der Mut. Mein Ehrgeiz strebt nicht darnach von Literaturbonzen ernst genommen zu werden. Ich möchte die Leute erwischen, die sonst Courths-Mahler lesen oder John Kling ... Wissen Sie, ich kenne diese Leute, es waren meine Kameraden, und ich bin stolz, wenn der eine oder andere eine Geschichte von mir wirklich liest, nicht weil sie von mir ist, sondern weil sie ihn wirklich packt. Vielleicht hat er einen weniger unangenehmen Geschmack im Munde, als wenn er ‹Heideprinzesschen› gelesen hat. Sehen Sie, erzählen, einfach, ein Bilderbuch schreiben, in dem der Zug, das Haus, die Strassen vorkommen, die Dinge, die der Mann jeden Tag sieht und die er gar nicht mehr sieht, weil sie ihm zu geläufig sind. Sie ihm neu zeigen, mit ein paar Worten, die man sonst anders braucht, so dass er unbewusst aufmerkt.»

In diesem Brief formuliert Glauser sein Schreibverhalten und sein Engagement. Es ist deutlich in seinem ersten Kriminalroman «Der Tee der drei alten Damen», sprachlich, in der Durchführung jedoch noch nicht mit jener Meisterschaft dargestellt, wie in den besten Studer-Romanen. Genf, den Handlungsort, kannte Glauser genau; die frühen dreissiger Jahre, wo in Genf mit dem jungen Völkerbund eine neue politische Wirklichkeit mit allerlei Personal sich einzunisten beginnt. Die Ingredienzien zu diesem Roman sind beinahe modellhaft: Psychoanalyse, Rauschgift, Irrenanstalt, dunkle Machenschaften. Aber diese Elemente haben für Glauser einen anderen Stellenwert, als nur Kulisse für Spannung und Erfolg zu sein. In der wachen Aufnahme der Umwelt erkannte er die Veränderungen, die sich vollzogen, erkannte auch die Spieler, Versager, Enttäuschten, Getriebenen und Scharlatane; er erkannte aber auch die in Not Geratenen, die Gesetze, die nicht heilen, sondern zerstören, weil sie einer Ordnung gehor-

chen, die den Menschen einengt. Und das ist kaum je als Meinung ausgesprochen, als plakativer Satz, aber erkennbar in den Handlungen und im Verhalten der Personen.

Der Themenkreis zudem ist hier angesprochen, den Glauser in seinen weiteren Romanen immer wieder aufgenommen hat. Es war ihm für «Der Tee der drei alten Damen» die Figur des Fahnderwachtmeisters Studer noch nicht eingefallen und der Einbruch des Dialekts in die Prosa war noch kaum vorhanden.

In «Der Chinese» gibt es die folgende Textstelle: «Zwei Wände des Zimmers waren mit Gestellen bekleidet, und als der Wachtmeister die Bücherrücken während des nun folgenden Vortrages von ferne prüfte, sah er alte Bekannte wieder: Gross: ‹Handbuch für Untersuchungsrichter›, die Werke Locards, Lombrosos Rhodes'› – zwei Etageren waren gefüllt mit Kriminalromanen: Agatha Christie, Berkeley, Simenon ...»

Glauser gibt also selber den Hinweis, dass er die frühen Romane von George Simenon gekannt hat. Maigret, die Kommissar-Figur in Simenons Kriminalromanen, kann man als den Vater des bernischen Fahnderwachtmeister Studer bezeichnen. Und es war auch die Eigenart des Aufbaus, die besondere Art des Vorgehens von Maigret beim Lösen eines Falles, die Glauser inspiriert haben.

Er war zu eigenwillig, eigenartig und zu phantasievoll, als dass sein Schreiben zu einer Kopie des Vorbilds geworden wäre. Glausers Sehnsucht war die Ordnung. Er schuf sich gleichsam ein Gegenbild in der Person des Wachtmeisters. Denn dieser Fahnder stellt in seinem Leben und Handeln gezähmte Ordnung dar. Er ist kein gewöhnlicher Bürger; bärbeissig, knorrig, eigensinnig, so erscheint er in den Dörfern, Wirtschaften, Anstalten und auch in seiner Wohnung an der Thunstrasse in Bern, wo seine Frau den Charakter des Ehemannes liebevoll akzeptiert. Er ist kein Erfolgreicher im Leben, eher ein Gescheiterter. In jedem Studer-Roman kommt der Hinweis auf eine leidige Geschichte von früher. «Studer war ein paarmal in Wien gewesen, in jener fernen Zeit, da er wohlbestallter Kommissar bei der Stadtpolizei gewesen war, damals, als die Geschichte noch nicht passiert war, jene Bankaffäre, die ihn den Kragen gekostet hatte, so dass er wieder von vorne hatte anfangen müssen, als einfacher Fahnder. Es war eben manchmal schwer, wenn man einen zu ausgeprägten Gerechtigkeitssinn hatte. Ein gewisser Oberst Caplaun hatte damals seine Entlassung beantragt, und dem Antrag war ‹stattgegeben worden›. Es handelte sich um jenen Oberst Caplaun, von dem der Polizeidirektor in gemütlichen Stunden manchmal sagte, er würde niemanden lieber in Thorberg wissen; unnötig, an diese alte Geschichte weitere Gedanken zu verschwenden, man war kassiert worden, gut und schön, man hatte wieder von vorne an-

gefangen, bei der Kantonspolizei, und in sechs Jahren würde man in Pension gehen. Eigentlich war alles noch gnädig verlaufen ... Aber seit jener Bankaffäre lief einem der Ruf nach, man spinne ein wenig ...» («Matto regiert»).

Studer liesse sich auch als ein Wunschbild von Glausers Vater sehen: die verhaltene Liebe, die Studer den Geschundenen, den Versagern, den Knechten und Anstaltsinsassen zukommen lässt. Und eine verhaltene Zärtlichkeit ist in Studers Wesen, den Frauen gegenüber. Auch wenn sie ihm, ihrer modischen Aufmachung wegen, nicht in den Kram passen, er sie zurechtweisen möchte («Das musste eine eingebildete Gans sein, diese Loppacher!», «Krock & Co.»), so scheint er diese Weibsbilder immer wieder aus den gefährlichen Verstrickungen, in die sie geraten könnten, wegzugeleiten. «Meitschi»: das ist die zärtliche Benennung, die er öfters gebraucht.

Die gebannte, gezähmte Unordnung in Studer, Fernweh auch, Flucht aus seiner Haut kann man mit den Schlusssätzen aus «Die Fieberkurve» belegen: «Da er zu frieren vorgab, bat er den Capitaine um einen Mantel. Er bekam eine resedagrüne Capotte aus dickem Stoff und mit weissem Leinen gefüttert; die Aufschläge am Hals trugen das Abzeichen der Fremdenlegion: die rote Granate, aus der Flammen schlagen. Studer zog den Mantel mit Befriedigung an: so konnte er einmal vor seinem Tode die Uniform tragen, von der er so oft geträumt hatte in Bern, an den Tagen, da ihm alles verleidet gewesen war ...»

Studer missfällt das nur logische Vorgehen, wenn man einen Fall zu behandeln hat. Er hat seine eigene Technik, und die gehört in sein Charakterbild: «Erstens: man musste sich im Hintergrund halten. Zweitens: es war notwendig, alle Mitspieler kennenzulernen, sich einzuschleichen, nach und nach, in ihr Vertrauen, mit ihnen zu leben, eine Zeitlang, um dann die kleinen Beobachtungen, die alltäglichen, zusammenzusetzen, wie man ein Steinbett legt als Fundament einer Strasse. Stein an Stein, geduldig ... Endlich ist der Weg fertig, und er führt zum Schuldigen» («Krock & Co.»). Und im gleichen Roman heisst es auch: «Ansichten (Studer) habe er nie. Er warte, bis er sich eingelegt habe. Dann ergebe sich die Lösung des Falles von selbst ...»

Mit diesem Vorgehen stellen sich die Bilder einer Gesellschaft ein. Glauser zeichnet so Menschen und Orte aus seiner erfahrenen Wirklichkeit. Hier wird auch seine Kritik an Zuständen, bürgerlichen Verhaltensmustern manifest. Was sich in einer Gemeinschaft als anständig, erhaben, ordentlich gibt, entlarvt er in ihrer maskenhaften Verlogenheit. So sagen Studers Romane Genaues über die Schweiz aus, über die Gesellschaftslüge. Die Idylle, die man vorzufinden meinte, war brüchig; sie verhüllte das Unheimliche. Ein-

zelne Kritiker (Josef Halperin) hatten dies in Glausers Zeit erkannt. Mit dem Erfolg der Kriminalromane wurde jedoch damals ihr literarischer Wert verdeckt. Man hielt sich an die Handlung, und vor allem in den Filmen «Matto regiert» und «Wachtmeister Studer» sind durch die vereinfachenden Charakterisierungen die kritische, gesellschaftliche Aussagekraft der Werke beinahe ausgespart. Studer, der Kriminaler, rückte in den Vordergrund, dabei ist er bei Glauser Spiegelung der Umwelt. Die Studer-Romane wurden so, in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges, zu einer helvetischen Selbstbestätigung der Ordnung und der Idylle. Daraus ist zu erklären, dass Glausers Werk über viele Jahre beinahe in Vergessenheit geriet: man begnügte sich mit dem Bild eines schweizerischen Kriminalschriftstellers, der in den dreissiger Jahren ein paar erfolgreiche Bücher geschrieben hat.

Es kann jetzt die Zeit sein, Glausers Werk aus einer veränderten Gefühlshaltung, aus veränderter Optik zu betrachten: als ein wichtiger Beitrag zur schweizerischen Literatur. Setzt man ihn, Glauser, in Vergleich zu Autoren, die seine Zeitgenossen waren, so sind es nur ganz wenige, die seinen Rang erreichen.

Und beschränkte man die Analyse nur auf die Form, die Sprache, die Bilder: es ist in Glausers Werken eine Prosa vorzufinden, die Dimensionen betroffen machender Kunst gewinnt. Friedrich Glauser schrieb gleichsam mit seinem Leben, dessen Erfahrung, Leiden, Not und Bewusstsein und dessen Zeit er in Sprache weitergab.

Der Aufsatz von Hugo Leber ist die Einleitung zur Gesamtausgabe der Werke Friedrich Glausers, die im Verlag der Arche Zürich erscheint. Band II, III und IV liegen bereits vor. Band I folgt diesen Herbst.